

Flucht in die Freiheit

Reportagen-Projekt Zwangsehen sind in Deutschland zum Glück nur selten, aber es gibt sie. Eine Studentin der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg berichtet von einem Fall aus ihrem Praxissemester, der unter die Haut geht.

Mala war vierzehn, als sie mit ihrer Familie nach Afghanistan flog. In Kabul holte sie ein Onkel ab und fuhr sie in ein Dorf, eine Autostunde entfernt. Die Eltern hatten eine Familienfeier angekündigt. „Oje, wieder eine Hochzeit“, dachte sie. Aber es war alles andere als eine Hochzeit.

Am nächsten Morgen wurde sie von ihrer Mutter auf einen Hügel geführt, wo Männer eine Grube umringten, aus der nur Schultern und Kopf ihrer Cousine ragten. „Schau zu und lerne daraus“, sagte die Mutter. „Sonst bist du die Nächste“. Dann begannen die Männer, Steine auf die Cousine zu werfen, wieder und wieder. Bevor das sechzehnjährige Mädchen starb, brach Mala ohnmächtig zusammen.

Nur ein böser Traum, dachte sie beim Erwachen am nächsten Morgen. Doch als sie nach ihrer Cousine fragte, sagte ihre Mutter: „Rede nicht darüber.“ Ab diesem Moment wusste Mala, dass sie fliehen musste.

Wir sitzen auf dem Teppich in ihrem Zimmer, als sie vom Schicksal ihrer Cousine erzählt. Die Adresse in Stuttgart ist geheim, kein Namensschild steht an der Tür. Seit Monaten muss sie sich verstecken, denn ihr droht dasselbe Ende wie ihrer Cousine. Zwar ist sie in Deutschland geboren und aufgewachsen, wurde aber in afghanischer Tradition erzogen, die Frauen das Recht auf ein Eigenleben abspricht.

„Frei, meinen Weg zu gehen“

Wie fremd sich das für mich anhört, wie anders bin ich aufgewachsen. Meine Mutter ist Mexikanerin, mein Vater Deutscher. Ich wurde behütet und fühlte mich doch frei, meinen Weg zu gehen. Heute studiere ich Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg und mache seit sechs Monaten mein Praxissemester bei Rosa, einem Wohnprojekt der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart. Es dient als Zuflucht für Migrantinnen zwischen 16 und 21 Jahren, die in ihren Familien missbraucht oder misshandelt werden. Oder denen eine Zwangsheirat droht. Sie werden versteckt, bis sie gelernt haben, selbstständig zu leben, unterstützt von Therapeuten und Sozialarbeiterinnen.

„Ich wusste, dass ich damit rechnen muss, dass sie mich umbringen, wenn sie mich finden.“

In meiner ersten Woche gehe ich mit Mala shoppen. So was hat sie noch nie gemacht. Bisher wurde ihr vorgeschrieben, was sie zu tragen hatte. Auf dem Weg zur Schule zog sie sich deshalb heimlich im Fahrstuhl um: knöchellange Kleider runter, Schleier weg, Hose an. Heute darf sie allein entscheiden, was sie anziehen möchte. Wirklich? Fragend schaut sie mich an. „Such dir aus, was du willst“, sage ich. Sie tut es zögernd, aber bald weiß sie, was sie will. Wir verlassen zwei Läden mit vollen Tüten. Kopftücher und bodenlange Kleider sind nicht dabei.

Zurück in der Wohngruppe breitet sie alles auf dem Bett aus und streichelt die Stoffe. Dann rutscht sie auf den Teppichboden und erzählt von ihrer frühen Kindheit, als ihre Eltern noch nicht so radikal waren. Aber Verwandtem machten Druck: Warum geht Malazur Schule? Warum lässt ihr sie mit Jungs reden? Und sie fragte sich: Warum dürfen meine Brü-



Frauen in Afghanistan werden außerhalb des eigenen Hauses (zumeist) gezwungen, eine Burka zu tragen. Sie ist ein Überwurf, der den Körper vollständig bedeckt. Selbst vor den Augen ist ein engmaschiges Gitter. Symbolbild: Christoph Pueschner/Zeitspiegel

der raus und ich nicht? Warum dürfen nur sie Freunde haben, mit Mädchen reden und ein Handy besitzen? Warum geht nur mein Vater raus in seinen kleinen Laden mit gebrauchtem Elektrozeug. Und die Mutter bleibt immer zuhause?

„Wir haben oft im Koran gelesen“, erinnert sie sich. „Mir gefällt, was drinsteht, die Religion gibt mir bis heute Halt.“ Da stehe aber nichts davon, dass Frauen sich verstecken müssen, nur mit ihrem Mann rausgehen dürfen und immer hinter ihm. „In unserem afghanischen Dorf heiratet man nur untereinander und möglichst nur Verwandte. Nichts davon steht im Koran.“

Mala war zehn, als sie mit anhörte, wie der Vater ihre 14-jährige Schwester mit einem Cousin verlobte. Als der Onkel fragte, welchen seiner Söhne er für Mala haben möchte, krabbelte sie unter den Tisch und zog den Telefonstecker, um das Gespräch zu beenden. „Ich dachte, das rettet mich.“ Stattdessen durfte sie wochenlang nicht zur Schule gehen und erfuhr, dass sie einem 16 Jahre älteren Cousin versprochen war. Zwei Jahre später wurde ihre Schwester verheiratet. Dubist die Nächste, wurde ihr gesagt, da war sie zwölf.

Verhältnis zu den Eltern wurde schlecht

Zurück in Deutschland begann Mala, zu rebellieren. „Das Verhältnis zu meinen Eltern wurde katastrophal. Sie kontrollierten mich Tag und Nacht, kamen in die Schule, um zu prüfen, welche Kleidung ich trug und ob ich neben Jungs sitze. Zuhause schlugen sie mich. Nahmen mir meinen Pass weg, damit ich nicht abhauen konnte.“ Die Verwandtschaft machte Vorwürfe – sie hätten ihre Tochter nicht im Griff. Die Schläge wurden härter. Als sie ein blaues Auge hatte, durfte sie wochenlang nicht in die Schule.

Als sie wieder durfte, sprach die Lehrerin sie auf ihre Fehlzeiten an. „Da fing ich an zu weinen und erzählte ihr alles.“ Die Lehrerin



Die Taliban erlebten das Gesetz, dass Frauen über acht Jahre nicht unterrichtet werden dürfen. Arbeiten ist auch verboten. Symbolbild: Ulrich Reinhardt/Zeitspiegel

informierte den Schulleiter. Eine Sozialarbeiterin wurde einbezogen, die Mala beriet: „Ich sollte Pro- und Kontralisten führen, um mir über meine Situation klar zu werden.“ Bei Pro schrieb sie auf, was für eine Fluchtsprache. „Ich darf mein Leben leben, meine Entscheidungen treffen. Ich darf zur Schule gehen und muss nicht nach Afghanistan und einen fremden Mann heiraten. Ich darf Eis essen gehen, vielleicht einen Jungen treffen. Und ich darf studieren.“ Auf die Kontra-Seite schrieb sie, dass sie alles hinter sich lassen müsse: Eltern, Geschwister, beste Freundin. Und nichts von zuhause mitnehmen dürfe. Sie müsse einen neuen Namen annehmen und eine Geschichte für sich erfinden und ihre Social-Media-Kanäle und Kontakte löschen.

Nachdem sie sich entschieden hat, zu fliehen, bekommt sie ein Handy für Notfälle, das sie unter ihr Bett klebt. Als ihr 16. Geburtstag naht und damit der Tag, an dem sie in Afgha-

nistan verheiratet werden soll, ist der Zeitpunkt gekommen.

„Ich hatte die Nacht davor keine Sekunde geschlafen, hatte Angst, fühlte mich erleichtert und zugleich überfordert. Ich schlich mich durch den Hinterausgang aus der Schule, vor der eine Mitarbeiterin vom Jugendamt auf mich wartete.“

Bei der Aufnahme in eine amtliche Obhut ihres Wohnorts wird sie gefragt, was sie ihrer Familie zutraut. Würde man nach ihr suchen? Womöglich mit einem Privatdetektiv? Besitzt jemand in ihrer Familie Waffen? Würde man über soziale Medien nach ihr fahnden? Mala weiß es nicht. „Ich wusste nur, dass ich damit rechnen muss, dass sie mich umbringen, wenn sie mich finden.“

Mit einem kleinen Koffer tritt sie drei Monate später die erste Zugfahrt ihres Lebens an, quer durch Deutschland, ins Unbekannte. Als sie am Stuttgarter Bahnhof ankommt, wird sie

Gedanken von einem der geflohenen Mädchen

Das Leben, das ich damals führte war grauenhaft. Voller Hass, Leid, Leere, voller Schmerz. Ich war zum Schweigen verurteilt, fühlte mich eingesperrt und verachtet. Ich hatte Angst zu schlafen, etwas zu sagen, zu weinen. Denn genau dies führte zu den Schlägen und Beschimpfungen, die ich nicht mehr ertragen konnte. Es gab keinen, der zu mir stand, der sich mit mir dagegen wehrte.

Die einzige Person, die mir helfen konnte, war verstorben – meine Mutter. Sie litt in derselben Weise wie ich jetzt leiden musste. Irgendeiner anderen Person etwa darüber zu erzählen, wäre mein Tod gewesen. Diese Schande und der Verrat an meiner Familie hätte mich mein Leben gekostet.

Also blieb ich still... Tag für Tag und Nacht für Nacht ertrug ich all die Qualen und Schmerzen. Es machte mich krank, doch niemand sah es und bis heute sieht keine Person aus meiner Familie, was sie mir angetan haben. Noch immer leide ich unter diesen Schmerzen. Aber, ich habe es geschafft. Ich habe mich selbst mit meiner letzten Kraft und in Gedanken an meine Mutter zur Wehr gesetzt. Ich habe meinen Mund aufgemacht. Denn ich bin ich und lasse mich nicht mehr erniedrigen. Von niemandem. Auch, wenn sie mir das Leben gegeben haben, haben sie kein Recht, es mir wieder zu nehmen.

Ich bin stolz auf meine hart erkämpfte Freiheit, auch, wenn sie mich viel gekostet hat.

Cigdem

von Rosa-Betreuerinnen empfangen. Wieder fremde Frauen, die sie an einen fremden Ort führen. Neue Mitbewohnerinnen, Betreuerinnen, Hausregeln. Mala bekommt ein Zimmer und ist erschöpft. Dennoch muss sie nun mit den Sozialarbeiterinnen eine Schutzgeschichte erarbeiten, mit der sie ab jetzt leben wird.

In der zweiten Woche hat sie einen Schulplatz in einer zehnten Klasse. Sie lernt gern und holt in kurzer Zeit den Stoff nach. Es fällt ihr aber schwer, Entscheidungen zu treffen. „Hab ich janie gelernt. Mir wurde immer alles vorgeschrieben“. Nun darf sie mit mir durch die Stadt ziehen. Und ich erlebe, wie Mala lernt, ihre Meinung zu äußern. Es sind nur kleine Entscheidungen. Gehen wir über die Königstraße oder zum Marktplatz? Nehmen wir die Straßenbahn?

„Hast du dich nicht gewundert, dass niemand dein Drama sieht und dich da rausholt?“, frage ich sie, während sie die Dusche schrubbt und sich das Waschbecken. Sie schüttelt den Kopf. „Ich habe gelächelt, mich verstellt und gute Noten geschrieben“, sagt sie. „Jeder dachte, ich bin das brave schüchterne Mädchen. Keiner merkte, wie es in mir drin aussah.“ Am Anfang habe sie diese Wut vorangebracht, aber irgendwann nicht mehr. „Ich habe verstanden, dass sie keine schlechten Menschen sind. Sie haben mich schlecht behandelt, ja, schlugen und bedrohten mich, irgendwann glaubte ich, mein Leben sei nichts wert, ich sei überflüssig. Aber sie wussten es wohl nicht besser.“ Mala möchte dieses Muster durchbrechen. „Wenn ich selbst mal Kinder habe, werde ich es anders machen.“

Der klassischen Rolle entsprechen

„Die jungen Mädchen haben jahrelang verinnerlicht, dass sie einer klassischen traditionellen Mädchenrolle entsprechen müssen“, erklärt Aischa Kartal, Sozialarbeiterin und seit fast 20 Jahren bei Rosa, sie leitet das Wohnprojekt. Manche haben Suizidgedanken. Die wenigsten gehen wieder in ihre Familien zurück. Dennoch: Rosa arbeitet für die Mädchen, aber nicht gegen die Familie. Am Anfang wird der Kontakt abgebrochen, aber wenn der Wunsch besteht, ihn wieder aufzunehmen, gibt es in Einzelfällen eine vorsichtige Kontaktaufnahme.

„Es ist aber auch bewegend, zu erleben, wie sie ihre Rolle aufbrechen.“ Sie erfahren, dass sie Rechte haben, die ihnen unabhängig von Religion, Ethnie, Geschlecht oder Nationalität per Geburt zustehen. „Die Mädchen wissen nicht mal, dass Zwangsehen eine Verletzung der Menschenrechte sind. Sie denken, dies ist normal. Nun verlassen sie ihre Opferrolle, auf die sie in der Familie reduziert wurden“, sagt Kartal.

Mala möchte einmal Sozialarbeit studieren. „Wir erleben, wie sie erwachsen werden, einen Abschluss schaffen oder eine Ausbildung beenden – das sind wunderbare Momente“, resümiert Aischa Kartal.



Die EH-Studentin, die diese Sozialreportage geschrieben hat, bleibt, ebenso wie die Mädchen, mit denen sie in ihrem Praxissemester zu tun hatte, anonym – zum Schutz aller Beteiligten. Foto: Andy Reiner/Sichtlichmensch

Reportagen-Projekt von BZ und EH

In unregelmäßigen Abständen werden in der BZ Reportagen von Studentinnen und Studenten der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg erscheinen, in denen sie in Sozialreportagen von ihrem Praxissemester berichten. Die Evangelische Hochschule Ludwigsburg (EH) ist eine staatlich anerkannte Hochschule für Menschen jeglicher Orientierung, Konfession und Glaubensrichtung. Es gibt Bachelor- und Master-Studiengänge in den Bereichen Soziales, Diakonie, Pädagogik, Pflege und Religion.

Im zweiten Teil der Serie hat eine Studentin ein 15-jähriges Mädchen begleitet,

das sich versteckt hält. Sie wurde beim Heimaturlaub in Afghanistan gezwungen, bei der Steinigung ihrer Cousine zuzuschauen. Diese widersetzte sich der Zwangshe.

In Folge drei wird es um Menschenhandel in Kolumbien gehen. Eine EH-Studentin der Internationalen Sozialen Arbeit (ISA) hat in einem Projekt in Medellín mitgearbeitet, das Frauen betreut, die unter einem Vorwand ins Ausland gelockt und zwangsprostituiert wurden. Wer von diesen Frauen es nach Jahren zurück in die Heimat schafft, wird in der Einrichtung „Espacio para Mujeres“ aufgefangen, betreut, therapiert. bz